

## **Wenn ich einen Hund sehe, sehe ich einen Hund (Teil 1)**

Was für eine „platte“ Überschrift! Dabei ist sie zu einem Kernsatz meines Denkens geworden – nicht nur, wenn es um Hunde geht - und wird es wohl auch bleiben, solange sich zu wenige mit den Fragen beschäftigen, die dahinter stehen. Meine ersten Erlebnisse mit Hunden waren geprägt vom Hinschauen - unbeholfen, aber mit offenen Augen und offenem Herzen und vor allem einfach mit dem Wunsch zu sehen, was es zu sehen gibt, und zu erleben, was ich noch nicht erlebt hatte.

Das ist ein anderer Ausgangspunkt als zu sagen: „Ich bin ein Mensch, ich habe Verstand und Bewusstsein – ich weiß, wie man Hunde erzieht!“ Mir sind mit der Zeit zu viele „Hundeerzieher“ begegnet, die mir zu wenig bereit waren auf das zu sehen, was es bei Hunden zu sehen gibt, die mir zu wenig von dem erlebt haben, was es mit Hunden zu erleben gibt. Selbst in Äußerungen von renommierten Fachleuten scheinen mir zuweilen eher die eigenen Vorannahmen durchzublitzen als der Wunsch zu sehen, was es zu sehen gibt.

Dann gibt es - vielleicht als Gegenbewegung zu den zuvor Genannten - andere, die sich mit dem Hund unterhalten, ihn um etwas bitten oder ihm etwas erklären, ohne deutlich zu machen, wie dieses „unterhalten“, „bitten“ und „erklären“ kommunikativ geschieht und die bei mir oft das seltsame Gefühl zurücklassen, auf etwas geradezu Esoterisches gestoßen zu sein, auf eine Form der Magie. Mir ist dies zu wenig pragmatisch und nachvollziehbar, zumal diese Form der Kommunikation oft nur einem kleinen Kreis zugänglich ist, und besondere Skepsis überfällt mich, wenn man Zugang zu diesem kleinen Kreis erhalten kann durch den Besuch von (teuren) Kursen.

Vielleicht will ich in einer bestimmten Situation meinem Hund einfach nur sagen: „Komm her zum Fenster und schau raus – da ist was los im Garten!“ Ich kann den Hund nun trainieren, bis er die wesentlichen Begriffe dieses Satzes erkennen und befolgen kann - das geht, aber es dauert lange. Oder ich besuche zuerst die oben genannten Kurse, um eine andere Basis der Kommunikation zu erlernen. Das kostet nicht nur Zeit, sondern auch noch Geld.

Mir ist das alles zu langwierig (meinem Hund übrigens auch) und deshalb sage ich es ihm in seiner Sprache: „Komm her zum Fenster und schau mal raus – da ist was los im Garten!“ In ein paar Seiten werden Sie wissen, wie es geht. Ohne langes Training. Ohne teuren Kurs.

„Wenn ich einen Hund sehe, sehe ich einen Hund.“ Aussagen aus den Humanwissenschaften gelten nicht „von vorn herein“. Wenn ich sie unkritisch auf den Hund übertrage, entsteht leicht, was man Anthropomorphismus nennt: Dem Hund wird unberechtigt meine menschliche Denk- und Vorstellungswelt „übergestülpt“, er wird „vermenschlicht“ und man tut so, als sei bedeutungslos, dass das eine ein Hund, das andere ein Mensch ist. Da wird der Hund dann zum Spiegel, zur Projektionsfläche für das, was sich der Betrachter eh schon längst gedacht hat. Dagegen wende ich mich.

Kleiner Exkurs: Bitte weiterdenken – das gilt ja nicht nur bei Hunden. Dieses vermenschlichende Denken kann genauso gut auf die ganze Natur gerichtet sein. Viel zu leicht wird hineingedeutet, was als Sachverhalt nur im Kopf des Menschen so klar

erscheint – und wer es dann mit wissenschaftlichen Argumenten „auseinandernimmt“, muss dann wohl einer sein, der es nicht gut meint mit der Natur, der ganz komische Interessen verfolgt, ein bezahlter Lakaie der Naturschänder, einfach ein Böser und Dummer! Bestimmt hast Du gemerkt, dass ich dieses „meine Denke allen überstülpen“ jetzt auch als Beispiel auf andersdenkende Menschen angewandt habe. Stimmt: So kann man alle „kleinmachen“ und sich selbst ins Abseits fairer Kommunikation manövrieren – also lasst uns da alle aufpassen!

## **Wenn ich einen Hund sehe, sehe ich einen Hund (Teil 2)**

Zurück zu den Hunden: Unser Denken und Fühlen „fiel nicht vom Himmel“. Aber es gab wohl einen Punkt, ab dem die Menschen anderen Wesen absprechen mussten, über Geist und Bewusstsein zu verfügen. So konnte die Gabe der Vernunft glaubwürdig als das besondere, den Menschen (und nur ihn!) auszeichnende Merkmal in den Mittelpunkt gerückt werden – eine Vorstellung, von der der Philosoph Raimond Gaita sagt, sie sei „erbaulich, aber sie ist, meiner Meinung nach, frei erfunden.“ Wahrscheinlicher ist, dass sich im Laufe der Zeit im Miteinander der Menschen, aber auch im Miteinander zwischen Menschen und Tieren unser Verständnis von Denken und Fühlen entwickelt hat – und sich dabei entfernte von jener gemeinsamen Wurzel, die die frühen, menschenähnlichen Wesen mit dem Tierreich verbanden. Dann kann man aber auch sagen, dass grundlegende Gefühle bei Mensch und bei Tier nicht völlig verschieden sind: Wenn ein Mensch einen Tritt als schmerzhaft empfindet wird auch ein Hund dabei Schmerz und nicht Freude empfinden.

Den Tieren absprechen, was „die Krone der Schöpfung“ ein wenig kleiner machen würde - das ist die eine Seite. Besonders die klassische Naturwissenschaft forderte dies viele Jahre lang, um das Verständnis von Tieren zurückzuführen auf einzeln beobachtbare, systematisierbare Verhaltensweisen, möglichst sogar losgelöst vom Kontext, so dass ein Verhalten eindeutig einem einzigen, auslösenden Reiz zugeordnet werden kann (klingelts bei ihnen? Dann kennen Sie mindestens Pavlov!). Hat man einen Katalog aller Verhaltensweisen einer Tierart auf diese Weise erstellt (ein so genanntes Ethogramm), glaubt man, das mögliche Verhaltensrepertoire zu kennen. Manchmal erlebt man dann aber doch noch Überraschungen und einen solchen Katalog von Verhaltensweisen fixiert zu haben, versperrt zuweilen auch den Blick dafür, dass man immer noch nichts über die Innenwelt des Tieres weiß.

In den Humanwissenschaften galt lange, dass man dem Gehirn nicht beim Arbeiten zuschauen könne (moderne Technik relativiert diese Einschätzung zunehmend). Also wurden fein säuberlich die von außen erkennbaren Verhaltensweisen untersucht und die Beschäftigung mit „inneren Vorgängen“ wurde zeitweise als geradezu unwissenschaftlich verworfen. Dass dabei paradoxerweise Fühlen, Denken und Folgern – was anderweitig oft als Unterschied zum Tier getont wurde – aus der Betrachtung fiel, schien niemandem ein Problem zu sein (außer vielleicht den Tieren ...).

Reduktionismus nennt man den Versuch, Objektivität zu erreichen, indem man in immer kleinere, überschaubarere Elemente aufteilt. In den letzten Jahren ist dies immer mehr in die Kritik geraten: Zu oft warfen die immer kleineren, überschaubaren

Elemente in Wirklichkeit umso mehr Fragen auf, je genauer man sie unter die Lupe nahm – sie waren überraschend komplex, wo man doch gerade gehofft hatte, nun jedes Detail umso präziser fassen zu können (hierin steckt das Phänomen der Selbstähnlichkeit – ein Merkmal komplexer Systeme -, bei dem sich in jedem kleineren Ausschnitt ähnliche Strukturen zeigen wie im Großen).

Die andere Seite ist das Ableiten in schwärmerisch-mystisches Deuten aller tierischen Signale im Sinne einer tiefen, dem Menschen gar nicht oder nur Einzelnen zugänglichen Kommunikationsform. Natürlich kenne ich – wie viele Hundebesitzer – Situationen, in denen eine ungewöhnliche Verbindung und Harmonie spürbar ist, in denen Mensch und Hund agieren wie eine Einheit, in denen mir fast wie durch Intuition klar ist, was im Hund vorgeht – trotzdem könnte ich das nicht als dialogisches Gespräch oder Telepathie verstehen. Dabei sind mir durchaus nüchterne, qualifizierte (Human-) Therapeuten bekannt, die in aller Vorsicht von einem „geradezu telepathischen Verständnis“ für den Klienten berichten, und auch Untersuchungen aus der Parapsychologie legen nahe, dass es in diesem Bereich mehr gibt, als wir im ersten Moment glauben bzw. glauben können.

Irgendwo zwischen diesen Sichtweisen wird wohl die Wahrheit liegen, die sicher eine vorsichtige Gratwanderung erforderlich macht, will man nicht der einen oder anderen Gefahr erliegen. Trotzdem: Viele, vor allem jüngere Wissenschaftler, schließen sich den beobachteten Tieren enger an - sie nehmen teil am Wandern, Schlafen, Fressen, einfach am ganzen Leben und entdecken dabei überraschende Zusammenhänge in einer offenbar beeindruckenden Intensität.

### **Wenn ich einen Hund sehe, sehe ich einen Hund (Teil 3)**

Es gibt Berichte über ein Kojotenrudel, das einen Artgenossen über Tage hinweg vermisst, und dabei Verhaltensweisen zeigt, die dem Ausdruck der menschlichen Gefühlslage „Jemanden-Vermissten“ in nichts nachstehen. Wer Bilder sieht von Elefanten, die als Gruppe um einen Toten stehen, ihn immer wieder leicht anstoßen, mit dem Rüssel über ihn streichen, nur leise Töne von sich geben, der denkt unwillkürlich an Trauer. Bekannt ist auch Matto H. Barfuss, der sich einer wilden Gepardenfamilie angeschlossen hat, und so zu ganz ungewöhnlichen Eindrücken kam, die in Presse, Büchern und Filmen die Menschen faszinierten. Oder in vielen Berichten von Jane Goodall über Menschenaffen werden (interpretierend) Regungen genannt, die uns Menschen geläufig sind – und vielleicht eben nicht nur uns.

Deutlich zeigen diese Beispiele einen Trend: Das Auszählen von Verhaltensweisen wird als zu eindimensional erlebt und unter dem Eindruck der Intensität von Begegnungen beginnt man auszuloten, wie weit man „menschliche Begrifflichkeiten“ auf unsere Verwandten im Tierreich anwenden darf, ohne deshalb unwissenschaftlich zu werden.

Kleiner Exkurs: All diese Berichte – noch einmal zur Einordnung für Nicht-Akademiker – wurden verfasst von Wissenschaftlern, die nicht plötzlich in mystische Welten abdrifteten. Sie blieben mit beiden Beinen auf dem Boden und nutzten betont wissenschaftliche Ausdruckweisen, um ihren „anderen Blickwinkel“ der Wissenschaft

zugänglich zu machen. Sie haben sich nie – und darin sehe ich einen Unterschied zu manchen Natur-Esoterikern – von wissenschaftlichen Argumenten abgewandt und ihre Sicht als Erhabene und Alleingültige dargestellt. So verstehe ich z.B. auch Peter Wohlleben, den ich je nach Zielgruppe, mal vereinfachend und mal trockenforstwissenschaftlich höre.

Nun gibt es viele Hunde, die auf intelligente und gefühlvolle Weise am Leben „ihrer“ Familie teilnehmen. Wer dieses komplex verwobene Miteinander zwischen zwei so unterschiedlichen Lebewesen betrachtet, dem fällt es schwer, „seinem“ Hund abzusprechen, so etwas wie Bewusstsein, Denkvermögen oder Gefühle zu haben. Ist dies nun schon der erste Schritt, Hunde vermenschlicht zu sehen? Interpretiert da der Mensch aus seinem eigenen Erleben etwas hinein, was gar nicht da ist?

Den Hund unberechtigt in meine menschlichen Denkmuster zu pressen – so schrieb ich – sei die Vermenschlichung. Wo ich aber Hinweise finde, dass meine menschliche Vorstellung dem einigermaßen nahe kommt, was in einem Hund vorgehen könnte, darf ich das als Hypothese formulieren, solange ich eines nicht vergesse: Es ist ein Hund, der beobachtet wird, und der Beobachter ist ein Mensch, der über diesen Hund nachdenkt, aber ihm nicht direkt in den Kopf gucken kann. Solange nichts dagegen spricht, darf ich so tun, *als ob* ich den Hund verstünde – sobald etwas dagegen spricht, muss ich meine Hypothese überdenken und ganz real eingestehen, dass ich ihn doch nicht verstanden hatte.

An diesen Stellen taucht in wissenschaftlichen Berichten oft ein „als ob“ auf (auch in anderen Formulierungen oder als Konjunktiv). Damit soll gezeigt werden, dass menschliche Begriffe für das gebraucht werden, was wohl im Innern eines Hundes vorgeht. Dieses „als ob“ wird auch als feststehender Begriff in Teilen pädagogischer Literatur gebraucht, wenn man deutlich machen will, dass eine erdachte Vorstellung gemeint ist, die aber so schlüssig ist, *als ob* sie real wäre. Tatsächlich finden sich diese Formulierungen auch in den Berichten von Verhaltensforschern, die so mit den beobachteten Tieren zusammen lebten *als ob* sie zu deren Sippe gehörten.

Das erscheint mir als korrekte Lösung für das Problem, dass ich NIEMANDEM ins Hirn schauen und seine Gedanken wahrnehmen kann – nicht meinen Mitmenschen, schon gar nicht einer anderen Spezies wie meinem Hund, meiner Katze, meinem Baum, meinem Oktopus. Mir klingt es zu überheblich, so zu tun, als ob ich es könnte.

#### **Wenn ich einen Hund sehe, sehe ich einen Hund (Teil 4)**

Jetzt will ich aber nicht so tun, *als ob* es nicht eine bedeutende Schule psychologischer Forschung gegeben hätte, die vom Tier so auf den Menschen schloss, *als ob* es keine Unterschiede gäbe: Behaviorismus – Lerntheorie - Skinner.

In den 1960-er Jahren erforschte B.F. Skinner den Zusammenhang zwischen Belohnungen und Verhalten und die meisten verkürzeln seine Vornamen immer mit „B.F.“, als ob sie sich nicht merken könnten, dass das B für Burrhus steht – sorry, ist halt so: Burrhus Frederic Skinner.

Die Grundlage seiner Überlegungen war, dass es keinerlei Sinn mache zu versuchen, einem Lebewesen in den Kopf schauen zu wollen - das einzig Zuverlässige und Ausschlaggebende sei das beobachtbare Verhalten. Dass er mit seinem so genannten Behaviorismus („Lerntheorie“) viele Jahre das Denken und Forschen bestimmte, hat auch mit seiner radikalen Abkehr von den Postulaten der Psychoanalyse zu tun, die sich damals als dominante Strömung der Psychologie intensiv der Deutung der Vorgänge im Kopf verschrieben hatte. Ihm, Skinner, galt das Gehirn als Blackbox, in die man nicht hineinschauen konnte. Erst in seinen späten Lebensjahren - nach einem Schlaganfall in genau dieser Blackbox - interessierte er sich offenbar auch für die Vorgänge im Gehirn.

Die Behavioristen zeigten, dass positive und negative Erfahrungen das Verhalten von Lebewesen bestimmten. Belohnungen waren positive Verstärker für ein Verhalten, Bestrafungen negative. Die Zusammenhänge wurden unter vielfältigen Aspekten untersucht und eindeutig festgestellt. Pädagogen und Psychologen - und in deren Gefolge dann auch Hundeerzieher - sehen in der positiven Verstärkung einen wirksamen Ansatz für Verhaltensänderungen. Dass die ebenfalls bewiesenen Wirkungen negativer Verstärkung kaum genutzt werden, dürfte vielleicht eher einen gesamtgesellschaftlichen Trend spiegeln.

Drei Problemfelder entstehen, wenn man denkt wie die Behavioristen:

1. Zum einen waren sie von der Allgemeingültigkeit ihres Ansatzes so überzeugt, dass die meisten Experimente an Ratten und Tauben durchgeführt wurden und sie (unbewiesen) sicher waren, dies sei ebenso auf Menschen übertragbar. Das stimmt in vielen Fällen, in manchen halt auch wieder nicht, wie es eben immer ist, wenn man die Realität durch eine ideologische Brille betrachtet: als ob Tauben, Ratten und Menschen dasselbe wären.
2. Zum anderen erklärten sie das Gehirn zur verbotenen Zone für ernsthafte Wissenschaft, weil man nicht sehen kann, was sich dort ereignet. Dabei entstehen manche Phänomene, die sie nicht erklären konnten, gerade dort. Hier darf man Fragezeichen setzen, weil es dazu erhebliche wissenschaftliche Fortschritte gibt.
3. Und zuletzt wurden alle Experimente in standardisierten Versuchskäfigen - so genannten Skinner-Boxen - im Labor durchgeführt. Was man daraus lernen kann ist, wie sich Tiere in Käfigen verhalten - ohne Aussage, welche Auswirkung eine andere Umgebung auf sie hat.

Also: Heute verweist Wissenschaft immer wieder auf die Gefahr des Anthropomorphismus, aber die bis heute gültigen Grundlagenforschungen zum positiven Verstärken gehen von einer völligen Analogie zwischen Mensch und Tier aus. Daran kann man sehen, dass auch Wissenschaft immer in einer bestimmten Zeit und in bestimmten Rahmenbedingungen stattfindet, und kann nicht ableiten, das eine oder andere oder Wissenschaft insgesamt sei Unsinn und Wissenschaftler nur bezahlte Staats-Lakaien.

Immerhin zählen die Ergebnisse Skinners heute zu den erfolgreichsten Methoden, wenn es um den Aufbau oder die Veränderung von Verhalten geht - so selbstverständlich, dass wir manchmal gar nicht mehr wissen, was in unserem Alltag auf ihn zurückzuführen ist. Sein Ansatz machte in Schule die körperliche Züchtigung

überflüssig, weil motivieren und verstärken besser funktionierte. Sein Ansatz machte in großen Städten den Verkehr flüssiger als „grüne Welle“, bis Verkehrsplaner so viele Zusatzvariablen einbauten, dass doch wieder alles stillstand. Sein Ansatz durchzieht in verschiedenen Ausprägungen die meisten Bereiche von Psychotherapie und Sozialarbeit. Alle Ansätze „intuitiver Bedienung“ z.B. von Haushaltsgeräten arbeitet mit seinen Grundgedanken. Facebook-Algorithmen belohnen Aktivität, indem viel mehr Leute Deine Beiträge zu lesen bekommen – es funktioniert offenbar so gut, dass seit dem Aufkommen der sozialen Medien die Menschen weniger Sex haben.

In diesem Sinne: Schließe Facebook - und einen schönen Abend!